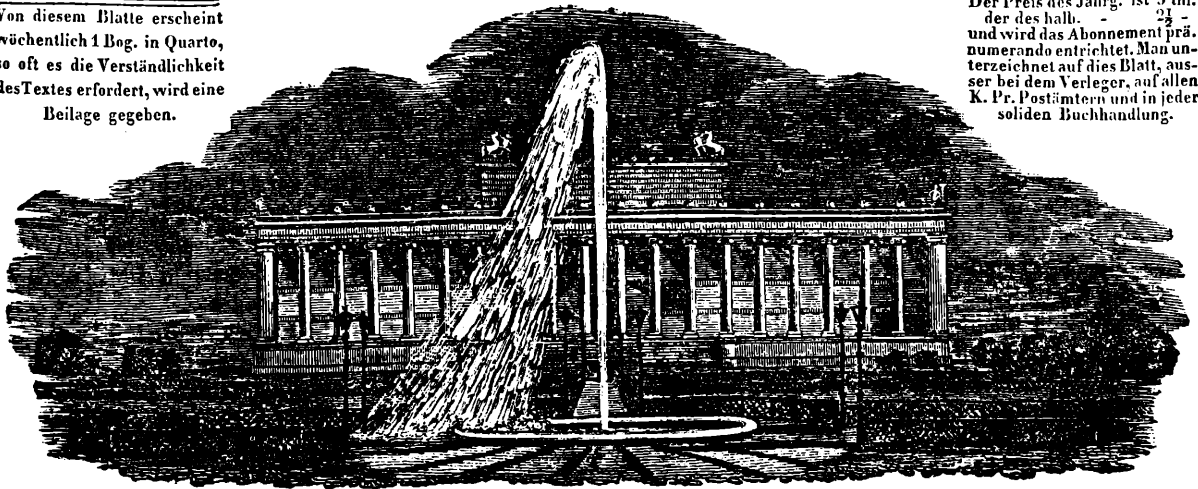


Von diesem Blatte erscheint wöchentlich 1 Bog. in Quarto, so oft es die Verständlichkeit des Textes erfordert, wird eine Beilage gegeben.

Der Preis des Jahrg. ist 5 thl. der des halb. - $2\frac{1}{2}$ - und wird das Abonnement pränumerando entrichtet. Man unterzeichnet auf dies Blatt, ausser bei dem Verleger, auf allen K. Pr. Postämtern und in jeder soliden Buchhandlung.



M u s e u m,

Blätter für bildende Kunst.

BERLIN, den 11. Februar.

Redacteur Dr. F. Kugler.



Verleger George Gropius.

Ueber

Das Leben der Kunst in der Zeit *aus Veranlassung der Berliner Kunst-* *Ausstellung im Herbst 1832.*

(Fortsetzung.)

L a n d s c h a f t.

In der That dürften solche Landschaften eine besondere Erfrischung und Stärkung gewähren, wenn man von so manchen andern sich erschöpft fühlt, worin der Licht- und Formen-Zauber südlicher Natur, zumal auf den, der diese Welt selbst nicht gesehen hat, eine blendende, fast theatralische Wirkung übt.

Ueberhaupt scheint aus verschiedenen Richtungen der neueren Landschaft hervorzugehen, dass die

füppige, in's Weichliche gehende Fülle und die überwiegende, verallgemeinernde Lichtharmonie jenes Klima's, bereits der ausübenden Kunst, nachdem sie mannichfaltig sich in ihr berauscht, fühlbar genug geworden ist. Man darf es in jeder Kunst annehmen: die Wendung nach dem Charakteristischen und dann die Vorliebe für den Effekt folgen immer erst einer Sättigung am Allgemein-Schönen ebenso nach, wie einer fetten Tafel der Wunsch nach Würze und Reiz.

In diesem Zusammenhang möchten wir den Gemälden des Professor Blechen ihre Stelle anweisen. Einige derselben geben den Beweis, dass auch die Landschaft, welcher man es doch am wenigsten zutrauen möchte, des Humors, ja eines schauerlichen Humors fähig sey.

Dieser Nachmittag auf Capri, der vor lauter Sonnenhelle undeutlich, bei aller Simplicität der Massen zerbröckelt, bei aller Eintönigkeit schreiend

ist, — Alles Wirkung der Nachmittagsonne, die vorn auf öden, stumpfen Kalkfelsen ihre Lichter aneinander blendet, hinten Meerwasser zieht: — dies ist kein seelenvolles Angesicht der Natur und will es nicht seyn; sondern seine Züge verhalten sich zu diesem, wie die eines Hirnverbrannten zum gesunden Menschengesicht.

Das Tolle hat auch seine Wahrheit und ist keineswegs von der Kunst ausgeschlossen. Und wenn unser einem, der nie, weder Vor- noch Nachmittags, auf Capri war, das Ganze eher wie eine mit trübrothen und bläulichen Ingredienzien angelaufene Lauge, als wie ein Bild vorkommt: so kann es doch höchst wahr, schwerlich aber anders, als in der Nachbarschaft und Umgebung ganz entgegengesetzter Bilder, geniessbar seyn. Denn sich so an der sich selbst unterdrückenden Natur zu erfreuen, setzt eine gewisse überflüssige Stärke, wie vom Maler-Genie, so im Zuschauer-Sinn voraus.

Diese eigenthümlich-komische Landschaftsgattung, die auch zwei kleinere Bilder Blechen's, Castell Gandolfo und Schlucht bei Subiaco interessant macht — komisch, weil die Natur auf den Kopf gestellt, das Licht dunkel, der Schatten hell, und das Ganze doch nicht ohne Wahrheit ist — würde gewiss ergötzlicher seyn, wenn eben nicht in ihrem Anblick (sey es, weil ein sehr exercirtes Auge gefordert wird; sey es, weil eine Ueberraschung der Natur in aussergewöhnlichen Momenten festgehalten ist) der stärkste Eindruck der des Zwanges wäre, und zwar nicht sowohl eines Zwanges, den der Künstler, als den die Natur gelitten.

Charakterisirende Staffage scheint diese Manier noch dringender, als die Landschaft Nerly's, die weit mehr allgemeine Naturwahrheit hat, zu fordern; darum auch eine noch schärfer bestimmte Staffage. Nerly will die Phantasie der Natur malen, und die Poesie dieser in der Staffage hat einen weiteren Kreis, Blechen die Laune der Natur, die so, wie in seinen Bildern, nur an seltenen, durch speciellen Conflict bedingten Stellen erscheint: daher bedarf es hier entweder zum Gehalt einer ausgleichenden, oder zur erklärenden Spitze einer sehr mimischen Staffage. Wenn wir diese maskirte Natur nicht an irgend einer Stelle eine Hand oder einen Fuss aus der Maske strecken sehen, woran wir sie selbst erkennen, oder aber, wenn nicht Gestalten da sind, deren Ausdruck und Bewegung, gleich Witz-

worten, verdeutlicht, was die Natur in dieser Vermummung will, so sehen wir bloß die Maske, und dies kann schauerlich oder fratzenhaft, aber nicht schön seyn. Andererseits ist es natürlich, dass ein Maler, der die Natur Gesichter schneiden sieht, noch leichter thierische und menschliche Mimik fassen wird. Und in der That versteht sich Blechen auf humoristische Staffage. Auf Bildern, wo er diese anbringt, fällt auch das Capriciöse seiner Naturauffassung, wie man es treffend genannt hat, nicht so bloß befremdend oder drückend auf.

So in seiner Villa Estense bei Tivoli. — Auch hier wird das Auge beohrfeigt, erkennt aber nach dem ersten Schrecken einen hochgezogenen Baumgang und daran aufwärts in steiler Perspektive Terrassen und Schloss, am Fuss dichtstäubende Springbrunnen; in der Allee vorn schlanke, queerschreitende Gestalten im spanischen Costüm. Das zwischen den Baumdecken hereinscheinende Licht scalpirt gleichsam die langen Stämme und schlitzt den Boden, grelle Streifen fahren hin, schiefe Schattenzacken dazwischen, und dahindurch neigen und strecken sich nun die Ritter, die, wer sie auch seyn mögen, in Figur und Gang durch die abenteuerliche Beleuchtung etwas so gezogen Feierliches und Geschwänztes erhalten, dass sie wie Narren aussehen. Es ist wahrhaftig ein ächt-landschaftlicher Humor, der nicht ihren Physiognomien; die sieht man gar nicht; nicht einmal ihren wirklichen Actionen, sondern bloß dem Schein ihrer Gestalten und Bewegungen, wie die Schlaglichter sie umdichten, diesen barocken Ausdruck verlieh.

Nicht so frappant, aber noch bizarr genug und ebenso humoristisch erfunden, ist das Pifferari-Ständchen im Schatten eines Hauses neben Gartenmauer und Garten. Stritten sich auf den andern Bildern Licht mit Schatten, oder noch mehr das Licht mit sich selbst in seinen aufeinanderfallenden Scheinen, so wirken hier Laterne und Mond in disharmonischer Ruhe zusammen. Im Hintergrund spielt das Mondlicht rein; näher vorn, wo eine Italienerin auf der Bank sitzt, wirkt der Schatten, in einigen Schimmern am Haus und auf einem Musikantengesicht der rothe Laternenschein entschiedener, auf dem Boden des Vordergrundes aber liegen Schattenstücke und durch die Nebenbeleuchtung inficirte Mondblenden unversöhnt und ungestört nebeneinander. Zu der komischen Gleichgültigkeit, welche

diese, wo nicht friedliche, doch sorglose Coexistenz romantischer und schmutziger Lichtwirkung zur Schau trägt, passen die eben so gleichgültigen, das Opfer der Zärtlichkeit mechanisch abpeifenden Gesichter der Nachtmusikanten, die Nonchalance ihrer Mäntel und die Indolenz, mit welcher sie in der Doppelbeleuchtung da stehen, ganz vollkommen. Ob eine mehr überzeugende Wahrheit in diesen fricassirten Mondschaten mit Recht, oder nur von einem malerisch ungeübten Auge gefordert werde, dürfte schwer zu entscheiden seyn.

Nachdem wir nun die italienische Landschaft in ihrer Anmuth, ihrem phantastischen Reichthum und zuletzt selbst in ihrer Ironie kennen gelernt haben, können wir uns mit einem Schüler Blechen's, Elsasser, obgleich er selbst noch in Italien ist, allmählig aus dieser Halbinsel nach Deutschland zurückfinden. Denn ausser einer italienischen Landschaft, mit viel Sinn für Naturschönheit componirt, im Charakter der Gegend von Albano, hat er uns auch eine Tyroler Landschaft unweit des Brenners gegeben. Ein tiefer Ton, kräftig-harmonisches Licht, originelles Leben zeichnet dieses Stück aus vor einer andern Composition desselben jungen Künstlers und vor den übrigen Tyroler-Landschaften der Ausstellung, wie sie Biermann und Kunkler versucht haben.

Auch eine Schweizer-Gegend, grossartig an sich, historisch-interessant, geschickt aufgefasst, fleissig und schön ausgeführt, liess von Meuron aus Neufchatel uns schauen. Der Spiegel des Vierwaldstädter-Sees mit den Hügeln und Felswänden, die ihn umfassen, dahinter der ragende Rothstock, rechts der Schlisberg, davor hingebreitet die sanftgrüne, lichte Rütthly-Wiese; der Vordergrund buschig, stark beleuchtet und leicht staffirt. Das grosse Bild schliesst sich sehr vortheilhaft zusammen und vertieft sich aufs angenehmste in die liebliche Mitte und die imposante Ferne. Nur der stark röthliche Boden des Vordergrundes erschien fremdartig.

Einer ähnlichen, südlich-deutschen Gebirgs-Natur angehörig, und von sehr poetischer Composition, übrigens auch am Vordergrund, hier aber am zu schwachen etwas leidend, schien die grosse Landschaft von Ernst Fries in Carlsruhe. Mit Lust sieht man in kühler, frischer Morgenbeleuchtung die tiefe, grüne Schlucht und den klaren, kalten Bergstrom, der in ihre malerischen Windungen eingeht,

man erweitert den Blick an den hohen, breiten Waldbergen, die zu beiden Seiten in den Vordergrund des feuchten Thales sich herabsenken, man späht hinein in die heimlichen Durchblicke und schattigen Waldgänge unten, schweift hinauf zu den nächsten Höhen, wo der schmiegsame Duft die eigenthümliche Vegetation der Bergfläche auf's reizendste durchblicken lässt, und rührt endlich mit dem Auge an die heitere Ferne, wo hinter den begrünten Rücken schneeige Gletscher in die klare Luft ragen. Den Vordergrund schliesst eine grosse steinerne Brücke. Dieser Theil allein ist nicht kräftig genug; unvergleichlich dagegen ist das Berggrün der nahen Höhen, wie es gedämpft durch den Schleier des Frühnebels glänzt, und mit grosser Zartheit behandelt sind die feinen Rauchsäulen am gegenüberliegenden Wald, die an zerstreuten Stellen aus den dichten Wipfeln in den feuchten und weichen Morgenhimmel dringen.

Aus diesem Werk spricht, so zu sagen, eine gebildete Liebe zur Natur, ähnlich jener feineren Aufmerksamkeit, die da in menschlichen Verhältnissen eintritt, wo Achtung und Vertraulichkeit sich die Wage halten. Eine solche, von blos jugendlicher Begeisterung, wie von blosser Sinn- und Handfertigkeit, gleichentfernte Empfänglichkeit für die tieferen oder zarteren Bestimmungen der Erscheinung, haben wir stets für den Vorzug gehalten, der erst jede Art Kenntniss der Kunstmittel adelt und dem Künstler selbst seinen unterscheidenden Werth unter den übrigen giebt.

Die Wirklichkeit freilich bricht sich überall in eine Mannigfaltigkeit von Zwecken und bringt so in einem und demselben Kreis die verschiedenartigsten Abstufungen hervor. Die Kunst allein kann durch sich selbst befriedigen; aber als belebte Andeutung, als Erinnerung, leichter Sinnengenuss, findet Manches seine Stelle, was für sich schwerlich genügen kann. So hat der hiesige Landschaftler Carl Dahl eine Reihe kleinerer Bilder aus der sächsischen Schweiz gegeben. Das volle Leben der Natur sieht man nicht, indess freundliche Ansichten und Parthieen.

Aber, wie gesagt, die deutsche Landschaft, auf die wir nun gekommen sind, war reich, nicht nur der Zahl nach am reichsten bedacht auf unserer Ausstellung; und auch mit solchen Werken, welche die mannichfache Verherlichung Italiens in ihrer Nachbarschaft keinesweges zu scheuen hatten. Wir

können die Freude darüber nicht verhehlen. Es wäre bornirt, die Kunst, die sich nach allen Seiten öffnet und überall das Ihre findet, auf einen bestimmten geographischen Boden bannen oder undankbar sich abwenden zu wollen, wo sie die Schönheiten einer noch so fremden Welt spiegelt. Wenn aber, wie es zu Zeiten der Fall war, eine sehr verzeihliche Befangenheit in italienischen Reizen den Sinn für die eigenthümliche Schönheit deutscher und nördlicher Natur aufheben könnte: dann wäre ja dieselbe falsche Beschränkung, nur umgekehrt, vorhanden. Nicht bloß der Patriotismus, die Kunst selbst wäre verkürzt (Fortsetzung folgt.)

Kunst-Bemerkungen

auf einer Reise in Deutschland,
im Sommer 1832.

(Fortsetzung.)

Halberstadt.

Wenn Magdeburg, mit Ausnahme der wenigen Bauwerke, welche das traurige Schicksal der Stadt im dreissigjährigen Kriege überlebt haben, wesentlich aus neueren Gebäuden besteht und insbesondere in den Häusern der breiten Hauptstrasse eine gewisse kaufmännische Sicherheit und Eleganz zeigt, so bewahrt Halberstadt, in seinen kirchlichen Gebäuden sowohl, als nicht minder in den Bürgerwohnungen, noch viel mittelalterliche Formen und erinnert im Ganzen noch an die Oberhoheit des bischöflichen Krummstabes, unter dem aber, wie wir wissen, gut wohnen war *). Den Mittelpunkt der Stadt, um welchen sich die Wohnungen und die anderen Kirchen umherlagern, bildet der schöne, gothische Dom; er liegt auf einer Anhöhe und die Verbindung des alterthümlichen Domplatzes mit einem grossen Theile der Stadt, wird nur durch verschiedene Treppen-zu Wege gebracht. Die hügelige Lage von Halberstadt verbietet schon von selbst jene langweilige Regelmässigkeit, der ich wenigstens in den Strassenanlagen neuerer Städte nicht allzuviel

Geschmack abgewinnen kann; die Häuser sind oft ganz malerisch und seltsam heimlich zusammen, ich möchte sagen, in einander gebaut, und nicht selten sieht man eine der grösseren Kirchen als den Hintergrund des Bildes. Dieser malerische Eindruck wird durch den eigenthümlichen Charakter der älteren Häuser noch erhöht, welche durchweg in Fachwerk erbaut sind, und zwar so, dass die oberen Stockwerke über die verschiedenen unteren auf die Strasse hinaus überragen. Die stehenden und noch mehr die liegenden Balken sind sodann grossen Theils mehr oder minder kunstreich geschnitzt und ausgekehlt, und letztere durch mannichfaltig gebildete Consolen unterstützt. Ausgezeichnet ist in dieser Hinsicht insbesondere der sogenannte Schuhhof auf dem breiten Wege, wo man, an der Stelle solcher Consolen, in Holz geschnitzte Statuen Christi, mehrerer Apostel und anderer Heiligen und einzelne groteske Figuren von ausgezeichneter Arbeit sieht. Seltsam stechen einzelne neuere Gebäude gegen jene älteren ab; und spasshaft ist der kleine dorische Portikus vor dem Rathhause, an dessen Gesims der danebenstehende grosse Roland sich die Nase zu stossen scheint.

Der Dom von Halberstadt ist ein ehrwürdiges, reiches, in seinen verschiedenen Theilen immer auf's Neue anziehendes Bauwerk. Er ist sehr wohl erhalten und keine übertriebene Restauration hat ihm seine ernste geschichtliche Farbe genommen; besonders im Innern wohlthwendig wirkt jener bräunlich-graue Ton, der eben so weit von der wohlfeilen weissen Tünche des Maurers, als von der beliebten Pfefferkuchenfarbe gewisser moderner Architektur-maler entfernt ist. Ein schönes, harmonisches Verhältniss der Seitenschiffe zum Hauptschiff zeichnet diesen Dom aus; die ersten erheben sich höher als wie jene des Magdeburger Domes, sie scheinen gewissermassen das Mittelschiff mehr zu tragen. Die Strebpfeiler der Seitenschiffe tragen zierliche blumengeschmückte Thürmchen, und von ihnen sind freie Bögen an die Wand des Mittelschiffes hinübergeschlagen, als Widerlagen des Hauptgewölbes. Von roherer Arbeit leider sind die Thürme, die wenig von der, den schöneren gothischen Gebäuden eigenen, pyramidalen Abstufung zeigen und mit ihren grossen, leeren Schalllöchern die Harmonie des Ganzen unangenehm stören. Auf dem, mit einer durchbrochenen Brüstung versehenen Gange, der hier, wie

*) Ich erlaube mir, hier auf den Aufsatz eines geistreichen Beobachters über Halberstadt aufmerksam zu machen, welcher sich im Freimüthigen, 1832, No. 187 und 188, befindet.

im Magdeburger Dome, um das Dach umherläuft, hat man eine schöne, weite Aussicht, insbesondere auf das naheliegende Harzgebirge; schöner aber noch, als diese Fernsichten dünkten mich die Niederblicke auf die einzelnen, malerisch durcheinander geschobenen Theile des Domes selbst, des Kreuzganges u. s. w. Es ist ein seltsames Gefühl, jenen Thürmchen und ihrem Blätterschmuck, den man gewöhnlich tief aus ehrerbietiger Ferne anschaut, so nahe zu wandeln, jene Zierrathen, die von unten aus wie leise Andeutungen erscheinen, in ihrer riesigen Grösse und in ihrem Zusammenhange zu betrachten, und endlich jene geschichtlichen Anhängsel, Moos und die Zerbröckelungen des Steines, so mit Händen greifen zu können. Und überhaupt! man thut gar wohl, wenn man sich aus der Leere des alltäglichen Lebens zuweilen zu diesen ersten Denkmalen der Vorzeit, die von mancher Fluth der Geschichte und von mancher Ebbe zu erzählen wissen, flüchtet und durch ihre Betrachtung das Gemüth beruhigt und stärkt.

Der Schreiber dieser Zeilen hat nicht die Absicht, eine detaillirte Beschreibung des Halberstädter Domes zu liefern; es war ihm auf seiner Reise wesentlich nur um die Entwicklungsmomente der deutschen Kunst zu thun. Und dahin gehört hier der auf der westlichen Seite befindliche Unterbau der beiden Thürme, etwa bis zu dem Gesimse, welches durch einen rundbogig verzierten Fries getragen wird. Dieser Unterbau, welcher in seinen einzelnen Theilen nichts mehr von den schweren gedrückten Verhältnissen des früheren Rundbogenstyles hat, sondern in die Periode seiner späteren zierlicheren Entwicklung und seiner Vermischung mit dem leichteren Spitzbogenstyl gehört, ist somit als ein Ueberbleibsel jenes Baues zu betrachten, der, nach dem Dombrande im Jahre 1060, aufgeführt und im Jahre 1071 vollendet, im Jahre 1179 aber von Heinrich dem Löwen auf's Neue zerstört wurde*). In den Hauptformen ist hier bereits der Spitzbogen angewandt, in den Nebenformen aber noch der Rundbogen, und insbesondere der nach der Art der gothischen Rose gebrochene Rundbogen, durchgehend. Die ziemlich schlanken Säulen haben gleichfalls nicht mehr das Würfelkapitäl mit den abgestumpften unteren Ecken, sondern ein Kapitäl, dessen Grundform durch eine Hohlkehle oder durch eine Hohlkehle mit darüber-

liegender Platte gebildet wird, letzteres ist durchweg mit einem sehr sauber, oft völlig durchbrochen gearbeiteten Rankengeflecht belegt. Von besonderer Schönheit ist das zwischen den beiden Thürmen befindliche Hauptportal. In der Hauptform, wie gesagt, durch einen Spitzbogen überwölbt, zerfällt es in zwei einzelne, durch einen Pfeiler mit davor befindlicher Säule, gesonderte Thüren*); die Wölbung der Thüren ist im Halbkreisbogen und sie wird von der bekannten, aus kleinen Rundbögen zusammengesetzten Verzierung umgeben, welche bei den entsprechenden Gebäuden unter den Gesimsen hinzulaufen pflegt. Ueber diesen Thürwölbungen, umfasst von dem genannten grossen Spitzbogen, ist eine zierliche, kleine Säulenstellung, und in den Ecken sind die vier geflügelten Symbole der Evangelisten angebracht; darunter noch ein schreitender Löwe, dessen Bedeutung ich nicht verstehe. Oberhalb des Portales ist ein grosses, kreisrundes Fenster, gleich den Thüren von jener rundbogigen Verzierung umgeben. Zu den Seiten des Portales endlich sind verschiedene Säulenmassen, welche vielleicht einen besonderen Vorbau getragen haben. Sie bestehen, auf jeder Seite, aus einer starken und verschiedenen schlankeren Säulen; die letzteren sind, um ihnen ein festeres Ansehen zu ertheilen, in der Mitte mit einem Bande umgeben.

Das eigentliche Gebäude der Kirche, wie wir es jetzt sehen, wird in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehören; erst 1194 wurde der Grund zu dem neuen Bau gelegt. Der Unterschied, welchen wir zwischen den drei einfacheren, den Thürmen zunächst gelegenen Strebepfeilern, sammt den dazwischen befindlichen Fenstern und den entsprechenden Theilen im Innern, im Gegensatz gegen die übrigen reicheren und mehr durchgebildeten Theile des Domes wahrnehmen, wird wohl auf Rechnung eines späteren, geschickteren Baumeisters zu schreiben sein; denn wir wissen, dass der Bau dieses Gotteshauses längere Zeit gewährt hat**). Ja dass der Dom noch vor seiner gänzlichen Vollendung geweiht worden ist, scheinen die grossen Kragsteine zu beweisen, welche gegenwärtig noch im Innern unter den Fenstern

*) Der Schaft dieser Säule ist später weggenommen und statt dessen die Statue des h. Stephans, des Schutzpatrons der Kirche, hingesezt.

**) Fiorillo a. a. O.

*) Fiorillo a. a. O. II., S. 155.

des Mittelschiffes hervorragen und wahrscheinlich bis zur Vollendung des Hauptgewölbes eine flache Balkendecke getragen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Sculptur.

Berlin.

Der Professor Rauch, mannigfach von dem Könige von Baiern mit der Anfertigung würdiger Kunstgegenstände beauftragt, hat so eben das Gypsmodell einer für das Walhalla bestimmten Victorienstatue vollendet; man ist im Begriff, den Marmorblock für dieselbe zu behauen. Das Walhalla wird bekanntlich aus einer langen, oblongen, von einem Tonnengewölbe überspannten Halle bestehen; zwei breite Gurtbögen, von je zwei vortretenden gekuppelten ionischen Säulen getragen, werden diese Halle in drei Räume sondern. An den Wänden werden die Reihen der Büsten ihren Platz finden. Um indess diese endlosen Reihen zu unterbrechen, so wird in der Mitte einer jeden Seitenwand die Statue einer Victoria aufgestellt werden. — Die genannte Statue ist eine der für den Mittelraum bestimmten, sitzend, lebensgross. Sie ist mit dem Chiton bekleidet, der von der linken Schulter niederfällt; der Ueberschlag vorn ist über der rechten Schulter befestigt und unter dem linken Arm durchgeschlungen. Das Haar ist in einen Knoten gewunden, das Haupt ein wenig vorgeneigt. Sie hält in jeder Hand einen Kranz, die rechte etwas erhoben, die linke ruht auf der Lende. Die Füsse sind leicht gekreuzt.

Es scheint überflüssig, der Würde, Reinheit, Idealität, der Besonnenheit und des ernsten Styles, deren Gepräge, wie ein jedes Werk von Rauch, so auch dieses trägt, hier besonders zu erwähnen. Diese Victoria zeichnet sich zunächst durch eine eigene jungfräuliche Frische, durch eine besondere Elasticität der Formen aus. Sie macht, obgleich sie fest und ruhig sitzt, den Eindruck, als sei sie im Begriff, sich von ihrem Sessel zu erheben und mit dem aufgehobenen Kranze das Haupt des Würdigen zu schmücken.

Lithographic.

Die Indulgenz des heiligen Franciscus, als Fresco gemalt in der Engelkirche bei Assisi, von Friedrich Overbeck. Nach dem Carton gezeichnet und lithogr. von J. C. Koch. München 1832.

Es wird den Freunden der Kunst angenehm sein, von diesem vielbesprochenen Bilde Overbeck's durch das vorliegende Blatt eine ziemlich detaillirte Anschauung zu bekommen. Das Bild, bekanntlich an dem Giebel des kleinen inneren Kirchleins gemalt, zeigt zu oberst Christus und Maria, in einer Glorie sitzend, von lobsingenden und musicirenden Engeln umgeben. Maria neigt sich fürbittend zu Jesu und dieser blickt segnend und gewährend auf den heil. Franciscus hernieder, welcher auf der einen Seite des Bildes, die Arme emporbreitend, knicet. In der Mitte des Bildes steht ein Altar, über den man, durch das geöffnete Portal, in eine öde Wintergegend hinaussieht; neben dem Portal aber ist ein blühender Rosenstrauch, und aus den Wolken, welche jene heilige Vision tragen, fallen Rosen nieder auf den Altar. Zur Seite des Franciscus stehen zwei Engel mit Pilgerstäben, deren einer in seinem Gewande bereits einen Theil der Rosen trägt, welche Franciscus dem Papste zur Bestätigung dieser Vision und dessen, was ihm der Erlöser verheissen (eines bestimmten Ablasses für diese Kirche), zu überbringen hat. Auf der anderen Seite des Altares knieen zwei Ordensbrüder des Heiligen, denen dies Wunder anzuschauen und dasselbe mit zu bezeugen vergönnt war.

Der Zeichner der vorliegenden Lithographie hat die Bestimmtheit und Zartheit, die Einfachheit und Frömmigkeit, welche Overbeck's Werken eigen sind, mit Glück wiederzugeben gewusst; einfache und reine Straffirungen in den Schatten, grosse Lichtparticlen sind der nach keinem Effekt oder Sinnenreiz hinstrebenden Behandlung des Cartons, wir glauben auch des Gemäldes selbst, wohl angemessen. Es gehört dies Blatt mit zu jenen Grüssen, die aus dem Frieden, welchen der Meister sich erworben, mahnend in unser mannigfach bewegtes Kunsttreiben herübertönen.

Zur Kunstgeschichte.

Bildwerke und Bauwerke,
nach unseren Gedichten des zwölften bis vierzehnten
Jahrhunderts.

(Beschluss der ersten Mittheilung.)

Ebendasselbst Z. 17040 heisst es von Isolden in
Beziehung auf ihren eifersüchtigen Gemahl:

- 14) „Minne die Sühnerinne
Die kam da zugeschlischen,
gestreichet und gestrichen
Mit wunderbarem Fleisse:
sie trug auf das Weisse
Gefärbet unter Augen
das güldene Laugen (Läugnen),
Ihr allerbeste Farbe, Nein! (dass sie nicht
schuldig)“).

Gottfried gebraucht in gleichem Bilde Färber

- *) Das wirkliche Anmalen lebender Bilder, oder
Schminken war damals eben so gebräuchlich, als
das Bemalen der Holz- und Steinbilder. Schon in
den Nibelungen wird an den schönen Frauen bei
Rüdiger gerühmt, dass ihre Farbe (des Gesichts,
teint) nicht gefälscht, d. h. geschminkt gewesen,
Z. 6629:

„Gefälschet Frauen-Farbe viel wenig man da fand.“

Und ebenso ist wohl zu verstehen, wenn von
Chriemhild und Brunhild gesagt wird, Z. 2384:

„man sah an ihrem Leibe da keinerhande Trug.“

Auch Walther von der Vogelweide rühmt von
einer Frau, dass sie ohne weisse und rothe
Schminke schönfarbig sei, in meiner Minnesin-
gersammlung Bd. II, S. 272:

„Selbfarb ein Weib,
Ohne Weiss, Roth, ganzlicher Stäte.“

Wo eine alte Erklärung in der Handschrift hinzu-
setzt „ungemalet.“

In einem satyrischen Gedichte (Tenzone) des
Provenzalischen Mönchs von Montaudan 1180—
1200 beklagen sich die Mönche, dass die Weiber sich
der mönchischen Erfindung der Kunst der Malerei
angemaasst haben und dadurch die Votivbilder in
den Kapellen verdunkeln, die Farben vertheuern
u. s. w. Die Weiber antworten, ihre Kunst sei
älter, als jene der Mönche. St. Peter und St. Lorenz
vergleichen beide.

geradezu für Dichter, zunächst in Beziehung auf den
gleichzeitigen Minnesinger Blioger von Steinach,
Z. 4689:

- 15) „Noch ist der Färber mehr:
von Steinache Blioger,
Die seinen Worte sind lustsam,
sie wükten Frauen an der Rahm'
Von Gold und auch von Seiden;
man müchte sie unterschneiden
Mit Griechischen Borten:
er hat den Wunsch an Worten;
Seinen Sinn den feinen,
ich wäbne, dass ihn Feinen (Feen)
Zu Wunder han gesponnen
und ihn in ihrem Bronnen
Geläutert und gereinet.“

Dieses Gewürk am Rahmen von Gold und Seide
von Frauenhänden, wozu Feen ihm den Sinn ge-
sponnen und geläutert haben, und welches den
Schmuck mit kostbaren Griechischen Borten ver-
dient, meint Steinach's verlorenes Gedicht, genannt
der Umhang, nach den, besonders bei Festen, an
den Zimmerwänden aufgehängten, mit Bildern ge-
würkten Teppichen; welche annoch, nebst grossen
Gemälden, überhaupt Tapeten, in den Niederlanden
und Südländern gebräuchlicher sind, denn Wandma-
lerei. Diese alten Umhänge waren kunstreich gewürkt,
nicht nur mit Blumengewinden und Thiergebildern,
wie die schöne Hildburg mit Hugdietrich auf
Tischtüchern und Gewändern wükte*), sondern

- *) In dem Heldenliede von Hug- und Wolfdietrich,
nach der ältesten, noch ungedruckten Darstellung.
Hugdietrich, König zu Konstantinopel, um
die schöne, wie Danae, auf einem Thurm zu Sal-
neck (Thessalonich) versperrte Hildburg zu gewin-
nen, verlangt von seinem Meister Berchtung:

„Lass mir bald gewinnen die beste Meisterein,
Als sie in Griechenlande nicht besser müge sein,
Dass sie mich lehre wükten Seiden an der Rahm'
und darauf entwerfen, beide, Wild und Zahm;

Die mich lehr' an der Hauben Wunder ohne Zahl,
Darum die gülden Borten, beide, breit und schmal,
Darauf Hirsch' und Hinden, als sollt' es lebend
sein:

ich muss mit Listen werben um das schöne Mäg-
delein.“

Als Fräulein Hild eg und verkleidet, kömmt er nach
Salneck, und

auch mit Gemälden aus der Sage und Geschichte; meist, wie die Borten und Kleider, durch Frauenhände. So wirkte die Gemahlin Wilhelms von Normandie in einem langen, zum Theil noch vorhandenen Umhange seine Eroberung Englands (1066); so die Nordische Gudrun (Chriemhild) die Heldenthaten ihres Schwähers Siegmund, und Brunhild den Lindwurmkampf Siegfrieds, welchen letzten auch ein Umhang des Norwegischen Königs Olaf des Heiligen (st. 1030) darstellte, und wonach dieser den Skalden Thorfinn ein noch erhaltenes Lied dichter

Darnach thät feine spinnen Hildegund zuhand, —
Man hüt nicht ihresgleichen in dem ganzen Land, —
Und hofeliche wükren die schönen Vögelein
mit Golde und mit Seiden, als ob es lebend
möchte sein.

Die Königin bittet sie, diese Kunst dort zu lehren:

Da lehrte Hugdietrich zwo Jungfraun, das ist wahr,
Also schöne wükren wol ein halbes Jahr;
Manig schönes Tischttuch ward da schön bereit,
als man sie zu Hochzeiten für einen Fürsten breitt;

Daran wilde Vögel, Drossel und Nachtigall,
An dem Ende hoflich gewirket hin zuthal,
Und anderhalb den Greifen, und auch den Adelaar
voran zu Gesichte, dass man sein nähme wahr;

Und dabei den Falken, als ob er dannen flög'
Und das ander Gevögel mit ihm hinne zög';
Und mittenin den Leuen und auch den Lind-
wurm,

als ob sie miteinander hätten einen fraislichen Sturm,

Füchse und auch Hasen, aussen an dem Ort,
Gleich als ob sie liefen und sich schlügen dort,
Das Eberschwein zu Walde vor den Hunden
roth.

allererst dem Fürsten man viel Ehren da erbot.

Hirsche und Hinden stunden auch daran.
Das schöne Tischttuch schaute manig Biedermann,
Da wurden ihm die Leute zu Salneck also hold.
er thät herfürziehen sein fein gesponnen Gold.

Da würt' er eine Haube, viel Wunder ohne Zahl,
Darum die gülden Borten, beide, breit und schmal.
Die Haube ist für den König, der nun den verklei-
deten Hugdietrich auf den Thurm bringt, auch seine
Tochter zu lehren:

Da ward der Jungfrauen Hugdietrich also hold,
Er lehrte sie zum ersten, wie sie sollt' spinnen Gold

ten liess *). Im ähnlichen Verhältnisse stand also etwa Steinach's Gedicht zu einem wirklich vorhandenen, von Frauen gewirkten Umhange. Wie Gottfried, preiset auch sein Nachdichter Rudolf in seiner ungedruckten Alexandreis diesen Umhang Steinach's als eine neue herrliche Erfindung, welche zwar so angethan, dass alle Dichter ihn nicht vollenden möchten, weil jeglicher Zug der Geschichte, wie die Abenteuer sie erzählt, gemalt werden könnte, so dass der Umhang kein Ende hätte, und wenn er auch fünftausend Ellen lang wäre:

16) „Eines Fundes hat gedacht,
der ward nimmer vollebracht,
Von Steinache Herr Bigger,
der Fund ist los (lieblich) und also hehr,
Dass aller Dichtere Sinn
kann nimmer vollebringen ihn,
Der ist der lose Umbehang:
wär' er fünftausend Ellen lang,
Man könnt' ihn volmalen nicht;
wie des Gedichts etwas geschicht,
Só mag man malen die Geschicht',
als jeglich Abenteuer spricht:
Darum mag das nicht geschehn,
dass er je Ende möge sehn.“

Man sieht, wie hier schon die gegenseitige Gränze der bildenden Kunst und der Dichtkunst zur Sprache kömmt **).

F. H. von der Hagen.

Und darnach schöne wükren mit Seiden an der
Rahm',
und darauf entwerfen, beide, Wild uade Zahm.

*) Volsungen Saga, Kap. 32. 41 und meine Vorrede dazu S. XIX. — Abbildung eines Nordischen Trinksaales, rings mit solchen Teppichen zeltartig umhängen, dabei die Schilde und Speere als Träger und Schmuck dienen, s. bei der Gunlags-Saga S. 304; daraus in Bonstettens Schriften Th. 3 (1800) S. 294.

***) Zu bemerken ist in dieser Hinsicht auch, dass die alte Sprache Getichte sowohl für Gewürk als Gedicht gebraucht, z. B. in der jüngeren Bearbeitung des Hugdietrich heisst es beidemal: „Getichte wükren an der Rahm.“